

BAUNETZWOCHE #581

Das Querformat für Architekten

17. Juni 2021



LÄNDLICH
LOKAL

CO-
HABITATION

Mensch und Tier
in der Stadt

JUNGE ARCHITEKTURPRAXIS IN DEUTSCHLAND

DIESE WOCHE

In dieser Ausgabe versammeln wir Stimmen von jungen, deutschen Architekt*innen, die in den 1980er Jahren auf dem Land oder in der Kleinstadt aufgewachsen sind und sich nach ersten beruflichen Erfahrungen für die Rückkehr in ihre Heimat entschieden haben. Sie arbeiten in der Eifel und im Westerwald, in der Altmark, im Saarland, in Oberbayern und in Oberfranken. Vielleicht sind sie der Zukunft des Bauens näher, als man es sich in der Großstadt manchmal vorstellen mag.



6 Ländlich Lokal. Junge Architekturpraxis in Deutschland 5 Portraits

Mit Beiträgen von
Barbara Hallmann, Dorit Schneider-Maas und Friederike Meyer

3 Architekturwoche

4 News

35 Bild der Woche

Titel: Wohnhaus im Schwarzwald, Projekt von Atelier Huffer Wenzel. Foto: Huffer Wenzel

oben: Café Lämpel im alten Schulhaus in Werben, Projekt von Hallmann Architekten, Havelberg. Foto: Anne Schwalbe

Heinze GmbH | NL Berlin | BauNetz

Geschäftsführer: Dirk Schönning

Gesamtleitung: Stephan Westermann

Chefredaktion: Friederike Meyer

Redaktion dieser Ausgabe: Friederike Meyer

Artdirektion: Natascha Schuler



Keine Ausgabe verpassen mit
dem Baunetzwoche-Newsletter.
Jetzt abonnieren!



Bild: [IK's World Trip](#) - [CC BY 2.0](#)

FREITAG

„Wir hatten zwei kleine Kinder und nicht viel Geld“, erzählte der 92-jährige Frank Gehry jüngst in einem Interview für das Magazin for Architectural Entertainment PIN UP. Es war die Erklärung für das Aussehen seines 1978 entstandenen Wohnhauses in Santa Monica, das heute als ein Meilenstein seiner Karriere gilt. Um mehr Platz für seine junge Familie zu schaffen, hatte Gehry den Altbau, anstatt ihn umzubauen, einfach mit Wellblech, Maschendrahtzaun und anderen günstigen Materialien umstellt und erweitert. 50.000 Dollar habe er dafür ausgegeben, erzählte er der Journalistin Mimi Zeiger. Die Nachbarn seien alles andere als begeistert gewesen von der Herangehensweise, eine hätte gar erfolglos geklagt - um ihr Haus später auf ähnliche Weise zu erweitern. *fm*

NEWS

AUF PALLADIOS SPUREN

BAUNETZ ID



Foto: José Hevia

Der katalanische Architekt Raúl Sánchez hat seine eigene Wohnung radikal verwandelt. Aus vielen kleinen Räumen wurde ein Open Space, in dem sich Stanley Kubrick und Andrea Palladio die Hände reichen. „Es gibt nur vier Zimmer, genau wie in den Villen von Palladio.“, so Sánchez. Die Ideen des Renaissance-Großmeisters auf 95 m² Wohnfläche zu komprimieren, klingt ambitioniert. Eine wichtige Rolle fällt hierbei dem Open Space zu. Die Raumfunktionen werden einzelnen Ecken zugewiesen, die sich in kreisförmiger Abfolge um eine metallene Box zentrieren, die an den geheimnisvollen, schwarzen Monolithen aus Kubricks *2001: Odyssee im Weltraum* erinnert.

www.baunetz-id.de

SCHWARZE KISTE

BAUNETZ WISSEN



Foto: Charly Broyez

Das ganze Haus eine potenzielle Bühne – so lautet die Idee von Local Architecture Network aus Paris für das *Theater Le Maillon* in Straßburg. Sie schufen eine stringente Kiste aus dunkel gefärbten Betonelementen mit übergroßen Fenstern und mehreren Eingängen. Dank eines halboffenen Atriums und einer durchweg flexiblen Raumkonzeption gibt es kaum eine Stelle im Gebäude, die nicht auf die ein oder andere Art bespielbar wäre. Durch das Baukastenprinzip ist auch der starke Außenbezug variabel: Wenn sich die schwarze Theaterbox hier und da einladend öffnet, wird die Stadt zum Aufführungsort.

baunetzwissen.de/fenster-und-tueren

FÜR MENSCH UND TIER

BAUNETZ THEMENPAKET



Pandaanlage im Zoo Kopenhagen, Foto: Rasmus Hjortshøj

Das BauNetz-Archiv versammelt eine Reihe von Bauten, die Architekt*innen für Tiere konzipiert haben, um sie zum Beispiel im Zoo beobachten oder als Haustiere zu können. Wessen Interessen dabei im Vordergrund stehen, ist klar. Einmal mehr hat die Pandemie deutlich gemacht, wohin die Ausbeutung der Natur durch die Menschen führen kann und dass Städte dabei eine zentrale Rolle spielen. Wie eine Planung aussehen muss, die das Tierbedürfnis in die Gestaltung einbezieht und so Räume schafft, die allen Lebewesen zugutekommen, das Stadtklima verbessern und die Artenvielfalt erhöhen, zeigen wir unter anderem auch in der Baunetzwoche#544 „[Mehr Wildnis in der Stadt](#)“.

www.baunetz.de

PARCELSUS PARAMETRISCH
2020
Berger+Parkkinen
NEUBAU

ARCHITEKTUR ENTDECKEN
BaunetzMaps

_Schiefer

Kettengebinde
Wilde Deckung
Bischofsmützen
Fischschuppen
Glimmer
Schwärmer

... noch Fragen?



LÄNDLICH LOKAL

JUNGE
ARCHITEKTURPRAXIS
IN DEUTSCHLAND

Inhalt
Architekturwoche 6
News
Dossier
Bild der Woche

LÄNDLICH LOKAL

JUNGE ARCHITEKTURPRAXIS IN DEUTSCHLAND

VON FRIEDERIKE MEYER

Wenn derzeit über das Planen und Bauen auf dem Land geschrieben wird, dann geschieht dies meist aus Sicht von denen, die in großen Städten leben. Nicht selten folgt die Auswahl der Projekte der Vorstellung, dass das ländliche Baugeschehen mit neuen Lebensentwürfen oder ausgebauten Ferienscheunen einher geht. Berlin gilt als Epizentrum dieser neuen Landromantik, sein Umland als Projektionsfläche für das Glück im Grünen.

„Ganz gleich welche Studie zur ländlichen Entwicklung ich lese, immer ist von vornherein gesetzt, dass die Zuwächse aus den Metropolen ein Segen, vielleicht sogar die einzige Hoffnung seien.“, schreibt die Journalistin Tina Veihelmann im lesenswerten Blog oderamazonas.de, der die Stadt- und Landperspektiven miteinander ins Gespräch bringen will. „Es gibt Dörfer wie Gerswalde in der Uckermark, wo „Raumpioniere“ oder eben Zuzügler mit typischen Städterideen eine ganz große Rolle spielen. Aber das sind Punkte in der Landschaft, wenn man ehrlich ist. In der Fläche prägen völlig andere Strukturen das Leben... Die Hauptgeige spielen dort nach wie vor Arbeitsplätze im Einzelhandel, Handwerk, Pflege und Medizin, in der Verwaltung oder auf dem Bau.“

In dieser Baunetzwoche versammeln wir Stimmen von jungen, deutschen Architekt*innen, die in den 1980er Jahren auf dem Land oder in der Kleinstadt aufgewachsen sind und die sich nach dem Studium sowie ersten beruflichen Erfahrungen für die Rückkehr in ihre Heimat entschieden haben. Sie leben und arbeiten in der Eifel und im Westerwald, in der Altmark, im Saarland, in Oberbayern und Oberfranken. Dort treffen sie auf schöne alte Häuser, auf neugierige Bauherren aber auch auf eine Realität, die mit Landromantik nichts zu tun hat.

In den Gesprächen, die wir für diese Ausgabe geführt haben, erzählen sie von ihrer Berufspraxis, ihren Wünschen und von den Besonderheiten ihrer Region. Dabei geht es um den Begriff des Lokalen, um die Wertschätzung von Handwerk und Bestand, um veraltete Bauordnungen und um Bauherren, denen man einfach nur die Augen öffnen muss. Sie erklären, wie sie selbst beim Bauen mit Hand anlegen und warum Wachstum für sie nicht entscheidend ist. Vielleicht sind diese jungen Architekt*innen ja der Zukunft des Bauens in Deutschland näher, als man es sich in der Großstadt manchmal vorstellen mag.



In der Masterthesis von Simon Huffer ging es um eine Weinmanufaktur in Kirschroth in der Pfalz. Das Modell entstand aus der tonhaltigen Erde der Gegend. Foto: Huffer Wenzel

Simon Huffer (links) und Johannes Wenzel. Foto: privat

WIR LEISTEN UNS, IMMER NAH DRAN ZU SEIN.

*SIMON HUFFER UND
JOHANNES WENZEL*

*ATELIER HUFFER WENZEL,
SAARLOUIS UND COBURG*



VON BARBARA HALLMANN

Simon Huffer (Jahrgang 1988) und Johannes Wenzel (Jahrgang 1990) gründeten nach dem Masterstudium an der Universität Stuttgart ein Büro, das von Beginn an zwei Standorte hatte: Saarlouis und Coburg. Denn beide wollten in ihrer Heimat arbeiten – aber doch gemeinsam Projekte realisieren. Und vor allem nah dran sein an allem, was passiert.

Johannes Wenzel und Simon Huffer sitzen in ihrem Atelier in Saarlouis und schauen in die Webcam. Das ist für die beiden Büropartner alles andere als Alltag, denn sie führen eine Art berufliche Fernbeziehung. Während Huffers Schreibtisch in der früheren Wohnung seiner Großmutter in Saarlouis steht, arbeitet Johannes Wenzel rund 420 Kilometer weiter östlich in Coburg. Kennengelernt haben sie sich beim Studium an der



Uni Stuttgart, „im Aufzug“, wie sie sagen. Es war eine Art Speeddating, nachdem beide kurzfristig als Nachrücker einen Platz für eine Studienreise nach Tokio ergattert hatten. Eine Woche Zeit blieb, um Flug und Unterkunft zu organisieren. Diese Erfahrung brachte sie zusammen und zeigte, dass sie gemeinsam Aufgaben stemmen können.

Nach dem Masterabschluss 2017 bekamen beide unabhängig voneinander Anfragen für Projekte oder Kooperationen in ihren jeweiligen Heimatstädten, die sie gern annehmen wollten – aber keine Lust verspürten, sie allein zu bearbeiten. Und wieso sollte man nach einem neuen Partner suchen, wenn man doch schon jemanden hatte, mit dem man gut funktioniert? Das war die Geburtsstunde des Ateliers Huffer Wenzel. „Für uns birgt das Arbeiten in der Heimat viel Potential: Wir können uns mit Ruhe und Zeit Projekten widmen, weil der ökonomische Druck nicht so stark ist wie in der Stadt“, sagt Wenzel. Johannes Wenzel richtete sein Büro im sanierungsbedürftigen Werkstattanbau eines ehemaligen Gerberhauses in der Coburger Innenstadt ein. Für den Moment belässt er es beim Charme des Unfertigen – wozu auch gehört, dass er über Holzöfen heizt. „Montagmorgens sitze ich mitunter in dicker Jacke am Schreibtisch.“ Es ist eine Haltung der Genügsamkeit, die er und Simon Huffer auch Bauherrschaften vermitteln wollen: Es muss nicht gleich alles da, alles fertig sein. Geduld spart Geld.

Die ersten Aufträge kamen aus der Familie, die bei Simon Huffer den Anbau einer Balkonanlage an ein Mehrfamilienhaus in Saarbrücken anfragte, und von einer Schulfreundin, die an extremer Hanglage im Schwarzwald ein Einfamilienhaus bauen wollte. Dabei entdeckten Huffer und Wenzel ihre Leidenschaft fürs Vor-Ort-Sein und Mitmachen: Bei der Balkonanlage krepelten beide die Ärmel hoch, um sie mit aufzurichten; beim Haus im Schwarzwald halfen sie beim Holzbau mit. „Es geht ja auch darum, jungen Familien mit eher kleinem Budget qualitativvolles Bauen zu ermöglichen“, sagt Johannes Wenzel. „Das heißt, es braucht Eigenleistung. Dabei beraten wir Bauherrschaften und wohnen – im Fall von guten Freunden – dann auch mal vor Ort und helfen mit.“ Simon Huffer ergänzt: „Für uns wie auch für die Bauherrschaften ist das eine schöne Erfahrung – das macht für alle Seiten vieles besser verständlich.“

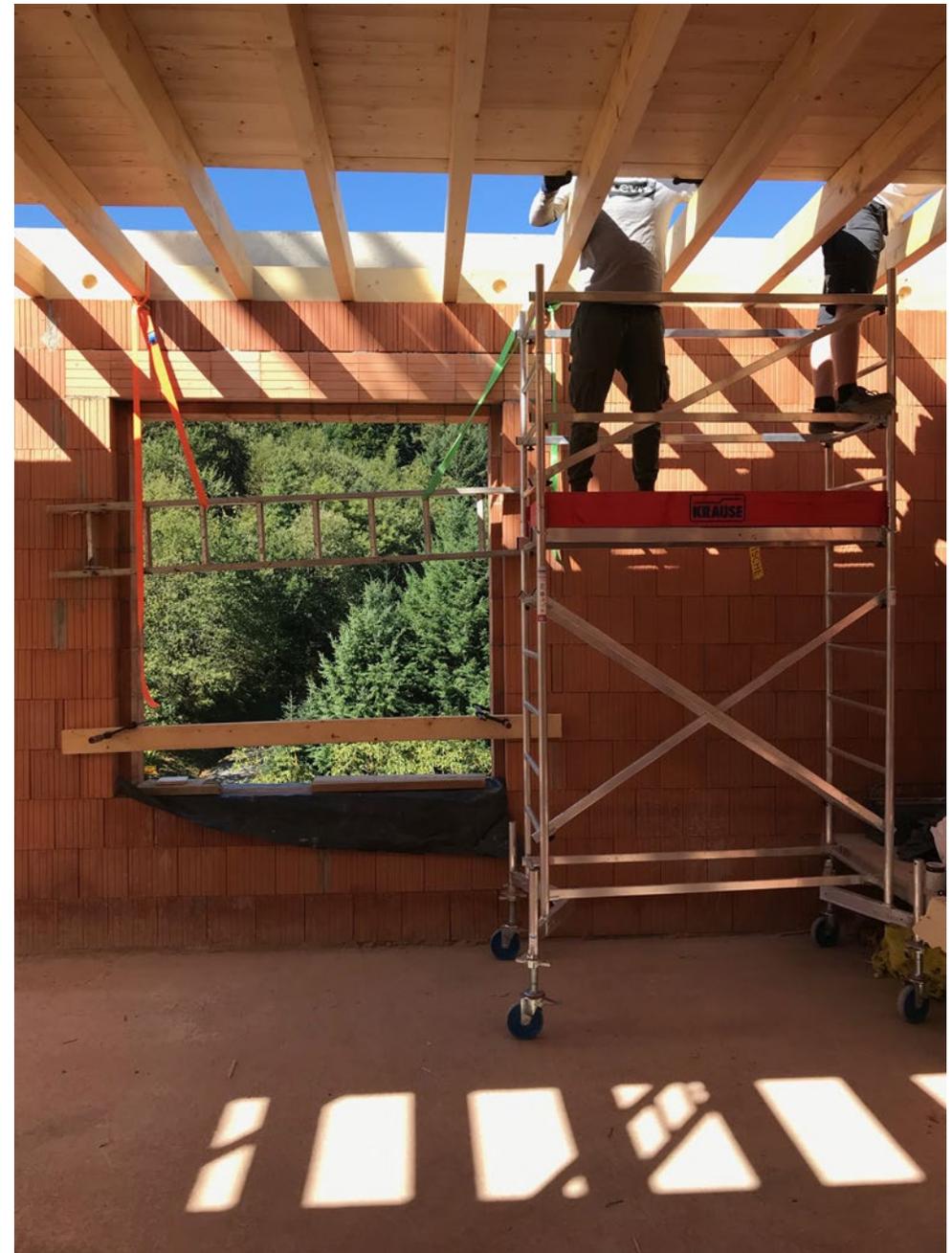
BAUNETZWOCHE#581



Und es stärkt die Beziehung zu den Handwerkern, mit denen sie in den vergangenen vier Jahren einiges an Vertrauen aufgebaut haben. Jeder betreut seine jeweils lokalen Projekte in Hauptverantwortung, die Entwurfsentscheidungen bearbeiten sie gemeinsam: Dafür treffen sie sich abwechselnd in Coburg oder Saarlouis. „Wir sind dann Tag und Nacht zusammen, sprechen beim Essen und bis spät abends über das Projekt.“, erzählt Simon Huffer. Diese Workshopatmosphäre, den stetigen Wechsel zwischen Saarland und Oberfranken finden beide enorm bereichernd. „Ich mag es sehr, dass ich Einflüsse von so vielen verschiedenen Orten und Menschen bekomme. So bleiben wir hoffentlich über die Jahre auch inhaltlich neugierig und aufgeschlossen.“, sagt Johannes Wenzel. Verschiedentlich kooperieren die beiden Architekten auch mit größeren Büros, mit asp Architekten aus Stuttgart gewannen sie im vergangenen Jahr den Wettbewerb für das ehemalige Spinnereiareal in Hof.

Dennoch: Ihr Herz hängt derzeit vor allem an kleinen Projekten in ihrer Umgebung. Sie wollen historische Bauten sanieren oder Baulücken schließen, bei Bauherrschaften das Bewusstsein für die Substanz wecken und für die Qualitäten regionaler Traditionen und Materialien werben. „Wir leisten uns, immer nah dran zu sein. Das ginge in einer Großstadt mit ihren ökonomischen Zwängen nie und nimmer“, resümiert Johannes Wenzel. Vielleicht, so mutmaßt er, sei das auch eine Art romantische Utopie von der klassischen Bauhütte, die er und Simon Huffer da gerade zu leben versuchen.

www.atelierhufferwenzel.de



Das Haus am Hang im Schwarzwald entstand für Freunde. Die Architekten bauten selbst mit. Foto: Huffer Wenzel



Das Haus im Schwarzwald folgt der Idee eines Rohbaus, den man später veredeln kann. Foto: Huffer Wenzel



Das ehemalige Schulhaus in Remeldorff gleich hinter der Grenze zu Frankreich bauen die Architekten für den Eigenbedarf um. Fotos: Huffer Wenzel



Denkmalgeschütztes Handwerkerhaus neben der Salzkirche in Werben (Elbe). Saniert und umgebaut von Florian Hallmann. Foto: Dirk Daehmlow



Foto: privat

INTERVIEW: FRIEDERIKE MEYER

Nach dem Architekturstudium an der Bauhaus Universität Weimar arbeitete Florian Hallmann (Jahrgang 1979) acht Jahre in Zürich. Nachdem seine erste Tochter geboren war, entschied er, mit seiner Frau zurück in die heimatliche Altmark zu ziehen. Autobahnen machen einen großen Bogen um die Region im nördlichen Sachsen-Anhalt, der Bahnverkehr ist dünn. Stattdessen prägen flache grüne Wiesenlandschaften die Gegend am Zusammenfluss von Havel und Elbe. In der 6500-Einwohner-Stadt Havelberg baute Hallmann das alte Pfarrhaus neben der Kirche aus – für die inzwischen fünfköpfige Familie, die Pension seiner Frau und sein Büro. Aufträge für ein Hackschnitzellager und Altbausanierungen in Werben folgten. Diesen Herbst wird der Neubau für eine Kita und Senioren-Tagespflege in Krusemark fertig – mit einem spektakulären Reetdach.

MAN MUSS DEM ZUFALL RAUM LASSEN.

FLORIAN HALLMANN

*HALLMANN ARCHITEKTEN,
HAVELBERG*



Herr Hallmann, mit welcher Motivation sind Sie von Zürich nach Havelberg gezogen? *Florian Hallmann:* Der Impuls ging von meiner Frau aus. Sie hatte sich schon immer ein Haus mit Gästezimmern gewünscht. Wir suchten nach einer Umgebung, in der so etwas bezahlbar schien und landeten in meiner alten Heimat, der Altmark. Hinzu kam, dass es in der Schweiz mit der Kinderbetreuung finanziell schwierig wird, wenn beide arbeiten wollen. Schließlich spielte auch die Nähe zu meinen Eltern eine Rolle.

Wo haben Sie sich überall umgeschaut?

Nur hier in der Altmark. Nicht in der Uckermark oder in Mecklenburg-Vorpommern, nicht in Sachsen. Wir haben von der Schweiz aus über Jahre gesucht. Immer wenn wir meine Eltern besuchten, haben wir was angeschaut. Ich wollte keinen Dreiseithof auf dem Land, sondern ein Haus in der Stadt. In Havelberg sahen wir Potential.

Welches Potential bietet Havelberg?

Leerstehende Immobilien. Landschaftliche Schönheit. Großeltern, die Zeit haben – in unserem Fall.

Hatten Sie Zweifel vor dem Umzug?

Mir fiel der Abschied von der Schweiz schwer, von den Kollegen im Büro und den Freunden. Wir waren dort sehr gut integriert, konnten uns aufeinander verlassen und austauschen.

Die Räume Ihrer Projekte strahlen eine hohe Qualität und aus, viel Feingefühl für die Substanz und Liebe zum Handwerk. Wo haben Sie das gelernt?

Von Kindesbeinen an habe ich eine Vorliebe für Material. Die Hochschule in Weimar hat einen starken Bezug zum Handwerk vermittelt. Vor allem aber lerne ich an der Substanz. Ich schlage selber den Putz ab und schaue, wie er reagiert, wie die Bauteile aufgebaut sind. Ich frage nach den Gründen für die Bauschäden und ziehe Rückschlüsse, gerade im Blick auf die Sanierungen aus den 90er Jahren. Natürlich schaue ich auch, wie die Handwerker und Zimmerleute arbeiten. Automatisch lernt man Leute kennen, die ähnliche Häuser haben. Unsere Baustelle war fünf Jahre lang offen, da kamen ständig Leute rein. Manchmal ist jemand dabei, von dem man etwas lernen kann.

Ein Verein, der sich in Werben um den Erhalt der vielen leerstehenden Fachwerkhäuser bemüht, vermittelte das Haus an die Bauherren. Nach behutsamer Restaurierung ist ein Baudenkmal mit Vorbildfunktion entstanden. Foto: Dirk Daehmlow



Für das witterungsgeschützte Lagern von Hackschnitzeln brauchten die Forstbetriebe Rittergut Todtenkopf eine geräumige und luftige Halle. Foto: Florian Hallmann

Wie steht es um das Klischee, in Ostdeutschland gäbe es keine guten Handwerker? Das stimmt nicht. Ich kann mich nicht beklagen. Man muss nur länger auf sie warten, weil es wenige gibt.

Wie arbeiten Sie mit Handwerkern zusammen?

Mit dem Tischler hat sich eine sehr gute Zusammenarbeit ergeben. Ich zeige ihm sehr früh Entwürfe, zum Beispiel für neue Fenster. Ich finde es anmaßend, dass ein Architekt etwas zeichnet, was der Handwerker dann bauen soll. Ich versuche, viel von der Planung in Richtung Ausführung zu verlagern und die Details mit den Handwerkern zu entwickeln. Die polnischen Dachdecker beim Neubau des Kindergartens sind in der ganzen Welt herumgekommen, die haben viel Spezialwissen.

Wie lief das beim Neubau in Krusemark, wo Sie für das Deutsche Rote Kreuz (DRK) eine Kita und Senioren-Tagespflege planen? Da unterliegen sie ja anderen Kriterien als beim privaten Bauen. Vieles muss man rankommen lassen.

Zum Beispiel beim Dach, das wir ursprünglich mal in Reet geplant hatten und dann doch wieder anders. Der Bauantrag war schon eingereicht, da rief der Bürgermeister an und fragte, ob es nicht doch mit Reet geht. Und dann haben wir alles nochmal angepasst. Da muss man sich drauf einlassen, dem Zufall seinen Raum lassen. Viele werden immer nervös. Aber als Architekt muss man die Ruhe bewahren. Das liebe ich.

Gibt es Projekte, die Sie ablehnen würden?

Ja. Deshalb gibt es ja auch eine schrittweise Beauftragung. Manchmal wird erst unterwegs klar, ob sich jemand auf meine Arbeitsweise einlässt, oder ob es nur um Kosteneffizienz geht. Aber meine Webseite stellt das, denke ich, auch klar. Ich baue zum Beispiel nicht mit WDVS oder Kunststofffenstern.

Ziehen denn Argumente für nachwachsende Baustoffe im Vergleich zu den Kosten bei den Auftraggebern? Wenn wir vom DRK reden, spielt Ökologie noch keine große Rolle Thema. Der Verantwortliche ist Controller und schaut halt auf die Kosten. Da kommt das Argument: Das interessiert die Bank nicht. Auch bei den Banken ist es noch kein Thema. Ich sage dann, man solle mal an die Entsorgungskosten denken. Aber das hilft dort noch nicht. Bei der einen Gemeinde, mit der wir zusammenarbeiten, ist hingegen ein großer Verfechter des ökologischen Gedankens zuständig. Jeder sucht nach einem Argument und dann bildet sich ein Konsens.

Wie steht es mit Aufträgen aus der Stadt, aus Magdeburg oder Berlin?

Da ist mir die Fahrerei zu viel. 45 Minuten maximal, über diesen Radius will ich nicht hinaus. Klar gibt es in Magdeburg oder Halle interessante Projekte, aber dort gibt es ja auch gute Architekten und Architektinnen.

In Ihrem Büro gibt es aktuell drei Arbeitsplätze. Ist Wachsen ein Ziel?

Das muss nicht sein. Die Projekte auf dem Land sind ja auch nicht so groß. Es ist überdies schwierig, Personal zu finden. Kaum jemand will aufs Land, auch wenn sich das gerade ein bisschen ändert. Mit unserem Mitarbeiter war das anders. Er ist hier aufgewachsen und will Landarchitekt sein. Aber er ist einer von vielleicht 100 Absolventen. So jemanden muss man finden und auch halten.

Was wünschen Sie sich von denen, die Rahmenbedingungen fürs Bauen setzen?

Ich wünsche mir eine Bauordnung, die den Bestand im Blick hat. Die aktuelle Bauordnung hat ihren Ursprung in den 50er Jahren und ist auf Neubau ausgerichtet. Sie passt überhaupt nicht mit den heutigen Klimaschutzziele zusammen, setzt viel zu sehr auf technische Lösungen. Lebenszykluskosten spielen keine Rolle. Das regt mich auf. Zum Beispiel bei den Gebäudeklassen wird es absurd. Bei einem alten Haus mit Hochparterre und hohen Geschossen rutscht man schnell in Gebäudeklasse 4 und hat gleich viel höhere brandschutztechnische Auflagen. Man ist dann auf einen verständigen Sachbearbeiter angewiesen. Aber die muss man erstmal finden auf dem Land. Viele Verwaltungsmenschen waren zuvor in der Abfallbehörde, wurden umgeschult und machen nun Bauen. Das Reden auf Augenhöhe wie in der Schweiz fehlt in den Ämtern. Das vermisse ich. Hier verschanzt man sich hinter Paragraphen, weil man keinen Fehler machen will. Das Aushandeln ist schwierig.

Was ist das Schöne am Arbeiten auf dem Land oder in der Kleinstadt?

Es gibt eine große Offenheit und Neugier, Nischen, in denen neue Sachen möglich sind. Man merkt richtig, wie Wissen aufgesogen wird. Man muss nicht zehn Qualifikationsverfahren durchlaufen oder ständig anrufen, wenn man irgendwo reinkommen will. In der Stadt ist die Verdrängung viel größer. Im Ländlichen wird einem viel Vertrauen geschenkt, und die Menschen trauen einander viel zu.



Florian Hallmann lernt an der Substanz. Er versucht viel von der Planung in Richtung Ausführung zu verlagern, um die Details mit den Handwerkern zu entwickeln. Foto: Hallmann Architekten



Der Umbau von Haus Eifel ist das Ergebnis einer jahrelangen Zusammenarbeit von Herres & Pape mit dem Bauherren, der das Projekt zum Experimentierfeld für historische Bautechniken werden ließ. Foto: Lukas Huneke

FERTIGPIZZA ODER SELBSTGE- MACHT?

SARAH PAPE UND ULI HERRES

*HERRES & PAPE ARCHITEKTEN,
SALMTAL*



Foto: privat

INTERVIEW: FRIEDERIKE MEYER

Sarah Pape (Jahrgang 81) und Uli Herres (Jahrgang 79) studierten an der TU Kaiserslautern, sind sich dort aber nie begegnet. Erst in Rotterdam, wo sie während eines Praktikums zusammenwohnten, entdeckten sie viele Gemeinsamkeiten und gründeten 2016 Herres & Pape Architekten. Die Büroräume befinden sich in Salmtal in der ehemaligen Post, dort, wo Herres als Kind Briefmarken kaufte, 500 Meter von seinem Geburtshaus entfernt. Für den Umbau einer Lagerhalle am Güterbahnhof in Remagen haben die beiden gerade einen Preis beim Bundeswettbewerb HolzbauPlus 2020 gewonnen.



Bei Haus Kleinjohann ging es darum, im Bestand aus den 1920er Jahren und einem Abau aus den Siebziger Wohnraum für eine junge Familie und eine zweite kleine Wohnung zu schaffen. Foto: Lukas Humeke

Frau Pape, Herr Herres, was geht baukulturell ab in Salmtal?

Uli Herres: Die Gemeinde Salmtal besteht aus zwei Dörfern mit 1000 und 1400 Einwohnern. Die nächste Kreisstadt ist Wittlich, unser Einzugszentrum ist das 30 Kilometer entfernte Trier. Die südliche Eifel war lange Zeit eine arme Gegend. Im Vergleich zu Bayern oder anderen ländlichen Regionen ist das regionale Selbstbewusstsein hier kaum entwickelt. Obwohl es unter anderem mit dem „Trierer Haus“ eine regionale Baukultur gibt, wollen nur wenige daran anknüpfen. Flachdach, „Bauhausstil“ oder eine „Stadtvilla“ mit Pyramidendach, das sind so die Träume.

Das klingt nicht gerade nach traumhaften Bedingungen für ein junges Architekturbüro. Was hat Sie dahin verschlagen?

UH: Ich bin hier aufgewachsen und wollte als Jugendlicher erstmal weg aus dem Salmtal. Die Zentrale Vergabestelle für Studienplätze, die ZVS, hat mich nach Kaiserslautern verschlagen, zeitweise habe ich in Norwegen studiert und war in der Schweiz. In der Ferne merkt man dann, dass andere auch nur mit Wasser kochen. Wer von außen auf die Heimat blickt, erkennt Vorteile und Dinge, die einem etwas bedeuten. Für meine Frau und mich war früh klar, dass wir in der Heimat alt werden wollen. Heimat ist, wo wir etwas Positives bewirken können.

Sarah Pape: Ich komme aus dem Saarland, eine knappe Stunde von hier und bin sehr heimatverbunden. Wir haben bereits im Studium in Kaiserslautern und beim Praktikum in Rotterdam gemerkt, dass wir beide alte Substanz mögen und, dass „schnell, viel, neu, groß“ nicht so unser Ding ist. Wir wollen den Leuten die alten Häuser nahebringen, rausholen, was drinsteckt. Am Anfang standen natürlich viele Fragen. Finden wir Leute mit dem gleichen Interesse? Funktioniert das im ländlichen Raum?

Funktioniert es?

SP: Manche Projekte erfinden wir selbst. Vor einiger Zeit stand in der Nähe ein altes Bauernhaus zum Verkauf. Wir haben also zunächst Interessierte gesucht – und schließlich vier Parteien gefunden. Alle waren sich einig, dass das Haus erhalten werden soll.

UH: Die Diskussion über Architektur ist hier nicht weit entwickelt, aber die Erkenntnis, dass man ja etwas draus machen kann, stellt sich bei den Leuten meist schnell ein. Das ist der Vorteil am Dorf. Man steht eh in Kontakt und redet dann nebenbei übers Haus, schaut es sich bei Gelegenheit mal an, macht eine kleine Studie. Es überrascht

mich jedes Mal, wie sehr wir offene Türen einrennen. Vier Häuser haben wir auf diese Weise schon gerettet. Die Qualitäten der Altbauten werden schon wahrgenommen – nur der Gedanke, einen Altbau selbst herzurichten, ist den Leuten erstmal eher suspekt. Da hilft Aufklärungsarbeit.

Welche Zweifel müssen Sie aus dem Weg räumen?

SP: Eine Sorge ist die Kostenfalle Bestandsgebäude. Wir haben Konzeptblätter, mit denen wir genau Vor- und Nachteile aufzeigen. Beim Denkmalschutz bekommen alle Panik. Dieses falsche Bild müssen wir erstmal aus den Köpfen holen. Wir versuchen es dann immer mit dem Vergleich zwischen einer Fertgpizza und einer selbstgemachten. Eine weitere Hürde ist, dass alle drum herum ihren Senf abgeben. Wenn wir die Bauherren so weit haben, zu erhalten, kommen die Nachbarn und empfehlen den Abriss. Alte Häuser werden immer noch als minderwertig angesehen.

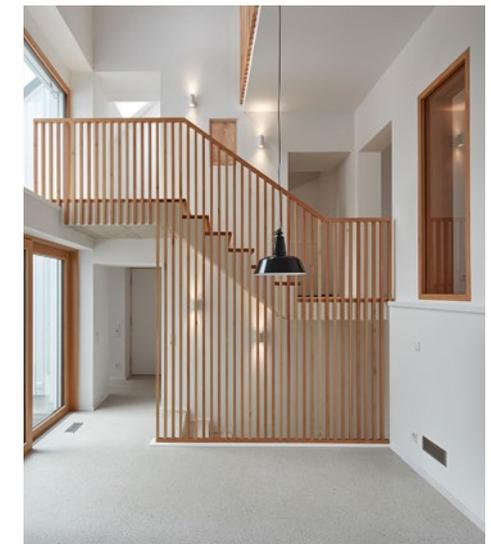
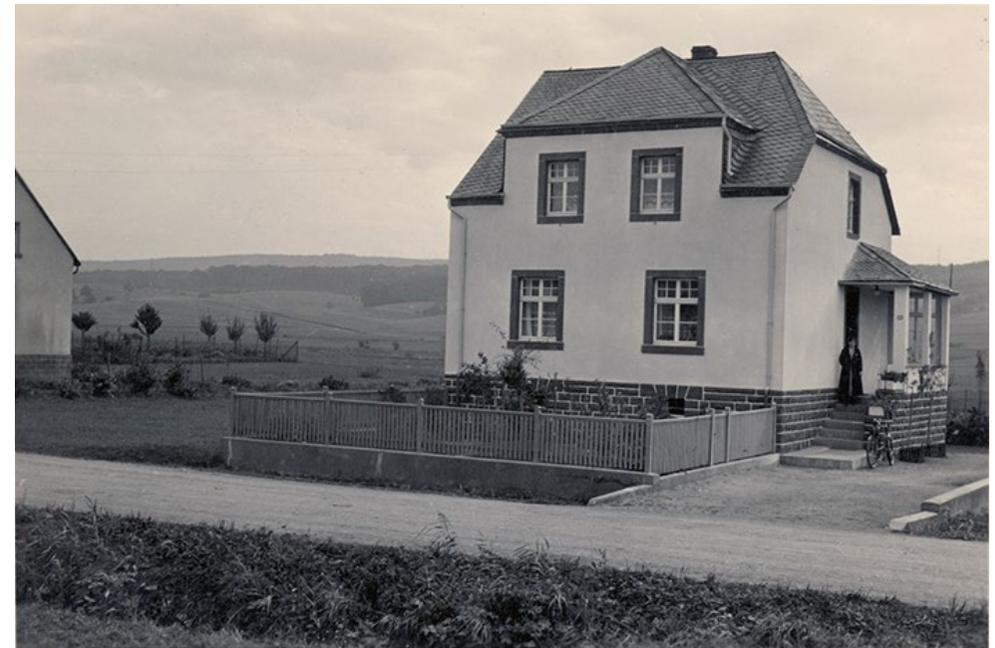
UH: Im Ländlichen meint jeder, sich mit Bauen auszukennen, weil er mit der Schippe in der Hand unterwegs ist, und weil früher jeder selbst gebaut hat. Der Architekt hat höchstens einen Plan unterschrieben und wurde dafür zum Grillen eingeladen. Mit allen Konsequenzen ...

Frau Pape, wie ist das als junge Architektin im ländlichen Raum. Begegnen Ihnen Vorurteile? Ich habe noch nie negative Erfahrungen aufgrund meines Geschlechts gemacht. Vielleicht hatte ich auch einfach Glück. Kolleginnen erzählen andere Dinge.

Wie ist die Situation der Handwerker in Ihrer Region?

SP: Wir haben gute Handwerker, trotz der Nachwuchsprobleme. Alle wollen studieren und dann einen Bürojob, weil sie glauben, damit verdienen sie besser. Ich kenne kaum noch Leute, die einen Handwerksberuf lernen. Wir haben mal mit Handwerkern unser Einkommen verglichen. Sie hatten ein völlig falsches Bild von dem, was wir verdienen. Aber ich finde gut, dass sie vernünftig verdienen.

UH: Ich dachte anfangs, man schreibt ein Gewerk aus und der Günstigste bekommt den Auftrag. Aber das ist Theorie. Ohne ein Vertrauensverhältnis bekämen wir manchmal gar keine Angebote. Für den Altbau braucht man Idealisten. Zum Glück gibt es hier relativ viele kleine Betriebe, die flexibel und relativ günstig sind, weil sie als Kleine



Der Umbau des Handwerkerhaus Kleinjohann erforderte statisch tiefgehende Eingriffe in den Bestand bei sehr schlechtem Baugrund. Foto: Lukas Huneke / Herres & Pape



Oben: Planung für einen Scheunenumbau. Foto: Herres & Pape. Rechts: Für den Ausbau von Haus Lönard fanden Herres & Pape vier Parteien, die einziehen wollen. Foto: Ludwig Neukirch

anders kalkulieren können. Außerdem profitieren wir von der Nähe zu Luxemburg. Die Steuern dort sind niedrig, die Leute verdienen gut und wohnen hier.

Was sind Ihre Wünsche an die Politik?

UH: Die Politik misst mit zweierlei Maß. Es wird viel über Nachhaltigkeit gesprochen, das fokussiert sich in der Realität aber oft auf reine Energieeinsparung. Die geforderten Nachweise benachteiligen den Altbau derart, dass eher abgerissen wird. Die Bauernhäuser, die wir renovieren, bestehen aus Steinen, die 500 Meter weiter vom Berg kommen. Das im Haus gespeicherte CO₂ ist praktisch gleich null. Die durch Bestandserhalt gesparte graue Energie müsste in den Nachweisen berücksichtigt werden. Da liegt ein riesen Potential brach. Aber es verdienen einfach zu viele am alten Modell.

SP: Das Denken der Konsumgesellschaft, sich alle zwei Jahre was Neues zu kaufen, macht vor Häusern nicht halt. Wir müssen unseren Bauherren oft klar machen, dass

es viele „alte“ Materialien heute gar nicht mehr so gibt, oder dass sie unheimlich teuer sind. Der lokalste Baustoff ist der, der noch dasteht als Haus.

Heißt für Sie lokal bauen, auch den eigenen Wachstumsgedanken aufzugeben?

UH: Bisher habe ich die Bauleitung mit dem Fahrrad gemacht und fand das angenehm. Wir wollen nie so groß werden, dass wir nur noch beaufsichtigen und nicht mehr an den Projekten dran sind.

SP: Was ist die ideale Größe? Ab wann wird es zu viel? Da sind wir gerade. Der Schritt zur ersten Mitarbeiterin ist immer der schwerste.

www.herresundpape.de





Den Hofladen auf dem Biolandhof Schürdt gibt es seit 30 Jahren. Max und Jakob Giese verpassten ihm eine neue Erscheinung. Fotos: Max und Jakob Giese

VON BARBARA HALLMANN

Max und Jakob Giese sind Brüder, geboren Mitte der 1980er. Seit 2015 mühen sie sich in einem 600-Einwohner-Dorf im Westerwald für mehr Baukultur – an einem Ort, an dem die meisten jungen Menschen über die Jahre einfach nur eines wollten: Weg. Wie geht ‚Architekturbüro im Nirgendwo‘ zwischen Köln und Frankfurt am Main?

DER BESTAND IST UNSER NACHHAL- TIGSTES BAUMATERIAL.

*MAX UND JAKOB GIESE
ARCHITEKTUR, GEHLERT*



Jakob Giese (links) und Max Giese. Foto: privat

So ganz Absicht war das mit einem eigenen Büro im westerwäldischen Gehlert nicht, sondern vielmehr folgerichtig. „Wir kennen das mit der Selbständigkeit ja aus der Familie, und das prägt einen schon irgendwie“, sagt Jakob Giese und spricht damit die Fensterfabrik an, die sein zugewanderter Großvater 1962 hier gründete und von den Eltern weitergeführt wurde. Deren ehemaliges Gummilager durften die beiden Brüder schon seit Jahren als Arbeitsplatz nutzen, auch während des Architekturstudiums an der RWTH Aachen und an der TH Köln.

2015 schallte plötzlich ein Ruf aus dem heimatlichen Westerwald in die Großstadt – genauer zu Jakob und seiner Frau, die seit zwei Jahren in Wiesbaden lebten: Jakobs Schwiegereltern setzten ihrer Tochter ein freundliches, aber doch deutliches Ultimatum. Entweder, so hieß es vom elterlichen Biohof, sie komme zurück und übernehme den Betrieb – oder man müsse sich um einen Käufer bemühen. Baulich war der Hof damals nicht gerade ein Vorzeigebetrieb: Wenn man den Betrieb zeitgemäß führen will – das war Jakob und seiner Frau klar – würden Räume für Mitarbeiter gebraucht, dazu einen neuen Schweinestall; außerdem musste der alte Hofladen umgebaut und erweitert werden. Das passte, denn Jakob wünschte sich schon länger mehr Verantwortung: „Aber wir waren doch unsicher, ob wir mit allen Herausforderungen zurechtkommen würden.“ Und sein Bruder ergänzt: „Aber genau darin bestand ja auch der Reiz an der Sache.“ Und wie kam der ein Jahr ältere Max, der in Köln lebte, als Büropartner dazu? „Ja, der saß einfach gleich mit am Schreibtisch“, scherzt Jakob. Und so gründeten die beiden Brüder – kurz, nachdem Bienefeld-Schüler Max seine Masterarbeit fertig hatte – Anfang 2016 ihr eigenes Büro – in der 600-Seelengemeinde Gehlert.

Bis etwa 2019 waren sie vorrangig mit Projekten für den Biohof beschäftigt, der rund 25 Kilometer von ihrem Büro entfernt liegt: Sie bauten den neuen Schweinestall mit auf und legten beim Umbau des Fruchtspeichers Hand an, für den sie mittlerweile mit dem Deutschen Landbaukultur-Preis ausgezeichnet wurden. Daneben blieb Zeit für den Umbau einer Wohnung sowie eines Ferienhauses. „Aktuell versuchen wir, ein erstes Wohnhaus im Ortskern zu realisieren“, berichtet Jakob Giese. Doch es braucht weit mehr als fachliches Können, um im Westerwald für Architektur zu streiten. Viele hiesige Bauherrschaften – ganz gleich ob geblieben oder zurückgekommen – träumen vom Kataloghaus auf der grünen Wiese. Argumente für baukulturelle Alternativen haben es schwer in einer Region, in der mehrere Fertighausfirmen ansässig sind und

immer wieder Neubaugebiete ausgewiesen werden. „Die Verantwortlichen denken noch immer viel zu selten über ihre Amtszeit hinaus“, sagt Jakob. „Gute Architektur entsteht im Westerwald leider nicht so oft.“

„Wir wollen die Dorfkerne erhalten und nicht an den Rändern wachsen“, betonen beide. Das kann zum Beispiel im Falle von Baulücken mit Neubauten passieren, aber auch Umbau und Sanierung sehen die Brüder als wertvoll an. „Der Bestand ist unser nachhaltigstes Baumaterial.“ Doch dieser ist mitunter nicht leicht zu bearbeiten. Zu vielen Häusern wurden seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zwei, drei oder mehr Anbauten zugefügt, nicht immer fachgerecht und oft zum Schaden des Ursprungsgebäudes. Ihren Fokus legen die Gieses sowohl darauf, dass sich ihre Bauten nicht nur gut in die Umgebung einfügen, sondern auch in den Details überzeugen. Regionale und natürliche Bautraditionen stehen jeweils Pate. Alles soll in Funktion und Ausstrahlung dem entsprechen, was auch tatsächlich gebraucht wird. Im besten Falle wollen sie damit Maßstäbe für Baukultur in der Region setzen.

Mittlerweile bekommen sie viele Anfragen von Firmen aus der Gegend, aus der Landwirtschaft oder auch für private Wohnhäuser. So können sie – wie sie selbst sagen – an kleinen Projekten in der Region inhaltlich wachsen und lernen. „Das liegt einfach in unserer Mentalität“, konstatiert Jakob. „Wir brauchen keine großen Wettbewerbe mit riesigen Projekten und viel Presse.“ Mitarbeiter zu beschäftigen ist ein Wunsch für die Zukunft, doch das wird ein großer Schritt sein. Denn es würde auch bedeuteten, die enge Symbiose der Brüder zu sprengen, die, wie Max sagt, in allen Projekten gemeinsam drinstecken: „Und wenn's mal nicht so ist, dann macht es einfach auch keinen Spaß“, gibt er freimütig zu. Schließlich sei es schwierig, in einer Gegend Personal zu finden, wo es zwar landschaftlich schön ist, aber wo Metropolen und Hochschulen weit entfernt liegen. Die Gieses jedenfalls wissen die Lebensqualität im Westerwald zu schätzen: „Es gibt hier ganz andere Möglichkeiten, sich zu entwickeln und zu wachsen als in der Stadt“, sagen beide übereinstimmend. Das gilt ganz besonders auch für die Architektur.

www.maxundjakob.de



Großes Sortiment in aufgeräumter Atmosphäre – in den Hofladen in Schürdt fällt Licht von oben. Foto: Max und Jakob Giese



Auf dem Biolandhof Schürdt entstanden außerdem ein neuer Schweinestall und ein Veranstaltungsraum im ehemaligen Fruchtspeicher. Foto: Max und Jakob Giese



Ideenwerkstatt Innsbruck Rotundenareal 2012. Foto: nonconform

HEIMVORTEIL VERSUS EXOTEN- STEMPEL

KORBINIAN KROISS

*NONCONFORM BAYERN,
ROSENHEIM*

Foto: nonconform





Ideenwerkstatt in Ruhstorf Mai 2017. Foto: nonconform

INTERVIEW: DORIT SCHNEIDER-MAAS

Wie der Name schon verrät, verbirgt sich hinter nonconform kein klassisches Planungsbüro. Kerngeschäft des an sieben Standorten in Deutschland und Österreich tätigen 42-köpfigen Teams ist die partizipative Planung – von der Ortskernaktivierung über die Nachnutzung von Leerstand bis hin zu beteiligungsorientierten Workshops. Vor ein paar Jahren hat nonconform alles umgekrempelt, Abschied genommen von den hierarchischen Strukturen eines klassischen Planungsbüros und sich als selbstführende Organisation aufgestellt, die ihren Mitarbeitern viel Offenheit, Transparenz und vor allem Eigenständigkeit bietet.

Nachdem Korbinian Kroiß (Jahrgang 1987) 2015 einen Vortrag von nonconform-Mitgründer Roland Gruber hörte, war für ihn sofort klar: „So will ich arbeiten!“ Das Verhältnis von Raum und Mensch hat den gebürtigen Bayer schon immer fasziniert: Er wolle die Zusammenhänge verstehen, wissen, wer dahinterstecke

und wer am Ende die Entscheidungen treffe. Dafür sei es wichtig, an Netzwerke anzudocken und mit den Menschen zusammen etwas zu entwickeln, sagt Kroiß. Nach seiner Ausbildung zum Landschaftsgärtner und einem Praktikumsaufenthalt in den USA studierte er Landschaftsarchitektur in Weihenstephan und in Faro, Portugal. Danach macht er ein Praktikum in Amsterdam und ging für ein Urbanistik-Studium nach München und schließlich an die Bauhaus-Universität in Weimar. Für nonconform arbeitete Kroiß zunächst in Kärnten als Projektleiter. Vor einem Jahr eröffnete er einen eigenen nonconform-Standort in Rosenheim.

Herr Kroiß, können Sie uns einen kurzen Einblick geben, wie sich die Arbeit bei nonconform gestaltet? *Korbinian Kroiß:* Man kann sagen, dass nonconform wie eine Soziokratie organisiert ist. Unser Organigramm ist ein Stadtplan. Da gibt es Häuser, das Rathaus, den Markplatz, Werkstätten. Jetzt gerade sitze ich im Pressehaus, um ein Interview zu geben. Über die Stadtzeitung – im Moment über Microsoft-Teams organisiert – können wir uns intern austauschen. Wir arbeiten in Teams, die für die einzelnen Projekte standortübergreifend immer wieder neu zusammengestellt werden.

Was bedeutet das für Sie persönlich?

Bei nonconform zu arbeiten fühlt sich fast so an, als wäre ich selbstständig. Gleichzeitig habe ich ein Team hinter mir, auf dessen Expertise und Ressourcen ich zurückgreifen kann. Auch wenn ich meine Freiheiten als quasi-Selbstständiger sehr schätze, bin ich ein Teamplayer – ich brauche Leute, mit denen ich mich austauschen kann. Dieser Rückhalt hat mir auch den Start in Rosenheim erleichtert. Die partizipative Planung ist dabei immer wieder ein Abenteuer, und das ist das Tolle an meinem Job: Du weißt einfach nie, was passiert.

Mit der Rückkehr nach Rosenheim sind Sie wieder in die Nähe ihres Heimatortes gezogen. Was hat Sie dazu bewogen? Die Berge, das Voralpenland, das alles gefällt mir schon ziemlich gut. Schnell draußen zu sein und mal eben im See zu schwimmen. Eigentlich war ich auch nie so richtig in der Stadt. Ich habe zwar in Amsterdam gelebt, das ich aber nicht als „Metropole“ bezeichnen würde.

Gibt es da eine Art Heimvorteil, was Akquise angeht?

Natürlich punkte ich erst mal, wenn ich sage, dass ich selbst aus dem Kuhdorf nebenan komme. Das ist dann schon etwas anderes als der Architekt, der aus München

kommt, mit Anzug und Rolle unterm Arm. Mit unserer Dienstleistung sind wir hier in der Gegend natürlich auch recht alleine. Da heißt es dann: „He, die machen da was, was normalerweise nur die Münchner machen, aber sprechen unsere Sprache.“ Es gefällt mir, so nah an den Menschen zu sein, ich möchte helfen, das Bild vom unnahbaren Architekten aufzubrechen.

Sie haben aber auch viele Aufträge, die nicht in der unmittelbaren Region liegen. Wie läuft es ohne Heimvorteil? Das ist richtig, die Teams werden ja nach Kompetenzen zusammengestellt. Wenn wir nicht in Bayern sind, finde ich den „Exotenstempel“ sehr hilfreich. Vor zwei Wochen war ich in einem kleinen Dorf im Sauerland, mit Kollegen aus Wien und aus Mecklenburg-Vorpommern. Da wird man erst mal skeptisch beäugt, das löst sich aber ganz schnell auf. Die Leute freuen sich: „Hey, der kommt den langen Weg aus Bayern extra zu uns ins Sauerland, ja Wahnsinn!“ Dann

kennt dich schnell das ganze Dorf. Ich fahre gerne rum und entdecke Orte, die ich sonst niemals kennengelernt hätte.

Ist das dann auch für die Projekte vorteilhaft?

Ja, denn für uns gibt es dort keinerlei Verstrickungen, weder persönlich noch politisch. Wir haben den Blick von außen, können die Situation ganz neu einschätzen. Deshalb möchte ich auch keinen Auftrag in meinem eigenen Dorf annehmen, denn der Philosoph ist im eigenen Dorf nichts wert.

Haben Sie das Gefühl, auf dem Land mehr als in der Stadt bewirken zu können? Ich denke, das kommt immer auf die Motivation der Menschen vor Ort an, da gibt es kein pauschales Gelingen oder Nichtgelingen. Das hängt von Stadträten, Bürgermeister*innen oder Ehrenamtlichen ab – ob es diese gewissen Leute gibt, die etwas bewegen wollen oder eben nicht.

Gibt es Projekte, die Sie initiativ angehen? Nach dem Motto: Hier könnte mal endlich was passieren? Das fände ich übergreifig. Wir haben allerdings ein Format, was vielleicht ein bisschen in die Richtung läuft: Eine Konferenz, bei der es um Leerstand geht. Wir wollen damit auf die Problematik der quasi leerstehenden Einfamilienhäuser aufmerksam machen – Häuser, in denen ältere Menschen leben, deren Kinder ausgezogen sind, und die es alleine nicht mehr so richtig schaffen, das Haus instand zu halten. Wir wollen ein Bewusstsein bilden für Themen, die uns beschäftigen.

Was unterscheidet Land und Stadt?

Ich würde das nicht so sehr als zwei unterschiedliche Pole ansehen, da sind ja auch viele Übergangsräume. Außerdem gibt es in Deutschland meiner Meinung nach quasi keinen richtig ländlichen Raum, so wirklich einsam ist es ja hier nirgends.

Wie ist es mit der Planung, gibt es da Unterschiede zwischen Land und Stadt?

Letztendlich ist es egal, ob man in New York oder in Kärnten sitzt. Dass die Menschen weltweit ganz ähnliche Bedürfnisse haben, konnte ich vor allem während meines Praktikums feststellen: Ein Kommilitone saß in New York, während ich bei nonconform



Ideenwerkstatt Schönsee 2019. Foto: nonconform

in Kärnten arbeitete. Die Methoden waren die gleichen. Man redet mit den Leuten, tauscht sich aus, findet gemeinsam eine Lösung. Was die konkrete Planung angeht, da gibt es noch ordentlich Luft nach oben auf dem Land. Themen wie bauliche Dichte, Dachbegrünungen nach dem Schwammstadt-Prinzip, Flächenversiegelung – da muss sich noch einiges tun.

Haben Sie schon Projekte zurückgewiesen, weil es mit der Beteiligung einfach nicht klappen wollte? Ja. Wenn der potentielle Auftraggeber sagt: „Guck mal, so soll es aussehen. Jetzt macht ihr mal schön die Bürgerbeteiligung, dass das dabei rauskommt.“ So was ist von vornherein natürlich keine Option. Es soll ja die Möglichkeit geben zu entscheiden. Ein anderer Supergau: Wenn man gemeinsam mit den Bürgern ein Konzept entwickelt hat, und der Bürgermeister dann sagt: „Ist ja schön, was ihr da geplant hab, aber ich habe da jetzt doch einen Mieter gefunden, der setzt da jetzt seine Firma rein.“

Gibt es etwas, das Sie in Ihrer alten Heimat überrascht hat, im Positiven wie im Negativen? Positiv überrascht hat mich die spontane Offenheit, der ich begegnet bin – eine Eigenschaft, die man den Bayern ja nicht unbedingt nachsagt. Es hat sich ziemlich schnell rumgesprochen, dass es uns gibt. Da haben sich dann Bürgermeister ganz von selbst bei mir gemeldet. Negativ überrascht hat mich, dass sich bestimmte Dinge am Ende dann doch nicht ändern: Diese mir-san-mir- Mentalität, diese Überzeugung, alles eigentlich besser zu wissen. Das führt dazu, dass nach der anfänglichen Offenheit nichts aus dem Projekt wird, weil doch lieber der Bekannte vom Bürgermeister beauftragt wird, der eben immer beauftragt wird. Ehrlich gesagt, hat mich das aber nicht wirklich überrascht.

Was wünschen Sie sich von der Politik und den Auftraggebern?

Mehr Mut, andere Wege zu gehen.

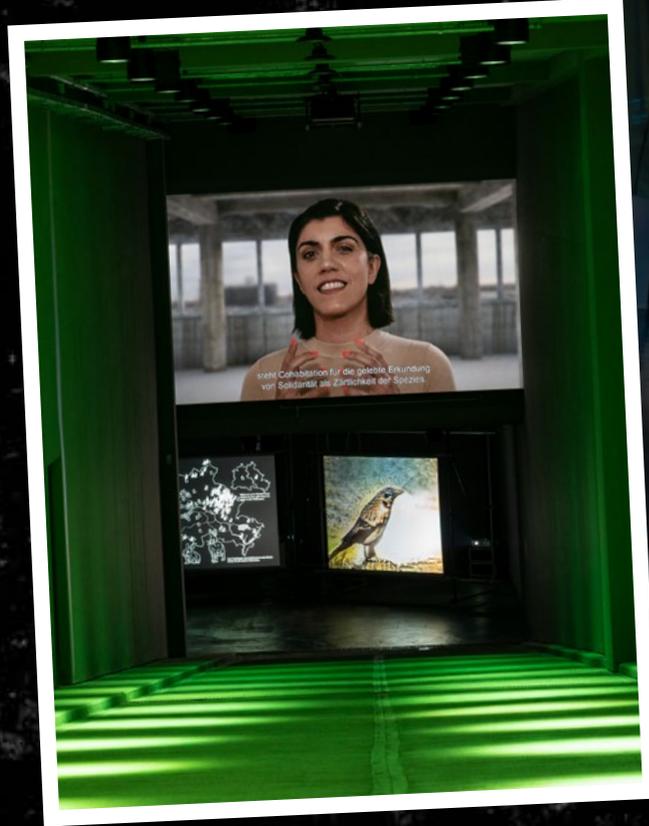
www.nonconform.at



Ideenwerkstatt Schönsee 2019. Foto: nonconform



Ideenwerkstatt Stephanskirchen 2020. Foto: nonconform



COHABITATION

Das von Marion von Osten initiierte Projekt „Cohabitation: Ein Manifest für Solidarität von Tieren und Menschen im Stadtraum“ befasst sich anhand von über 30 künstlerischen Positionen mit dem ambivalenten Verhältnis von Mensch und Tier in der Stadt. Neben der sehenswerten Ausstellung, die noch bis zum 4. Juli im Berliner Kulturquartier silent green geöffnet ist, gibt es über den Sommer zahlreiche Vorträge, Performances und Filmscreenings sowie geführte Erkundungen in Berlin, unter anderem zum Alexanderplatz, zum Mäusebunker und zum Spreepark. Anmeldungen und Tickets unter: <https://archplus.net/de/cohabitation> // fm // Fotos: Dogtain